

Zeitschrift: Der Schweizer Freidenker
Herausgeber: Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 1 (1915)
Heft: 1

Artikel: Lucius Annäus Seneca
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406513>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

heute noch die große Masse des Volkes geistig abhängig ist, dem Kriege den Glanz einer göttlichen Fügung verleiht!!

Und was soll aus einer Jugend werden, die in diesem sittlichen Ruin emporwächst, die den Krieg für selbstverständlich, für gottgewollt ansieht, die nichts davon weiß, daß der Mensch sein eigenes Schicksal ist!

Wir glauben, daß viele, viele, sowohl in unserm Vaterlande als draussen, wo der Krieg tobts, nach einem freien Worte, nach einem Worte, das in lichtere Höhen hinaufweist, dürsten.

An sie gelangen wir, sie rufen wir um Mitarbeit an! Sie bitten wir, zu uns zu treten, daß unsere Forderung **Wahrheit, Freiheit, Friede** lauter und lauter in den Kriegslärm hinein ertöne und die schlafenden Sinne wecke!

Es ist der Kampf gegen den Geist der Schwere, in welcher Verkappung dieser auftreten möge, den wir aufnehmen.

Dazu bedürfen wir Eurer, Gesinnungsfreunde, Freunde einer echten geistigen und sittlichen Kultur, Freunde des Fortschrittes und der friedlichen Entwicklung!

Wir bauen auf Euch. — Unser ist die Zukunft!

Weihespruch.

Im Namen der Wahrheit,
die in uns liegt und uns erleuchtet.

Im Namen der Liebe,
die aus uns spricht und uns erwärmt
zu Taten brüderlicher Gesinnung.

Im Namen jener großen Gemeinschaft wahrer Menschen,
die vor uns gelebt haben und nach uns leben werden,
die darum gekämpft und gelitten haben,
damit auf dieser Erde

Gerechtigkeit wohne und Friede und Freiheit.

Aus „Neues Leben“ von Hermann Ohr.

Ein Blick in das Weltall.

Von Hermann Jahn.

Ob wir von unsrer engeren Heimat aus in klarer Winternacht emporblicken, oder ob die Schiffswache mitten in der Wasserwüste des Ozeans ihr Auge nach oben wendet — überall wölbt sich über uns, einer unermeßlichen Hohlkugel vergleichbar, das Himmelsgewölbe oder Sternenzelt.

Von jeher hat der gestirnte Himmel einen tiefen poetischen Reiz ausgeübt auf das Gemüt des Menschen, und wir finden deshalb, daß überall, sowohl bei den nordischen Germanen, als bei den Hellenen und Römern, die Dichter in begeisterten

Lucius Annäus Seneca,

ein römischer Philosoph der stoischen Schule, der zu Anfang unserer Zeitrechnung lebte und der Erzieher Neros war, hat seine Lebensanschauung in zahlreichen Schriften niedergelegt, wobei er mit Vorliebe die Briefform wählte. Wir geben im folgenden einige Kapitel seiner Schrift:

„Ein glückseliges Leben“.

1. Glücklich leben will jedermann, lieber Bruder Gallio; doch ist den meisten unklar und verborgen, was zu einem glücklichen Leben gehört. Es ist auch gar nicht so leicht, zu einem glücklichen Leben zu gelangen: verfehlt man den richtigen Weg, so entfernt man sich immer weiter davon, je rascher man darauf zuzustreben wähnt; denn ist man auf dem entgegengesetzten Wege, so macht gerade die Eile die Entfernung immer größer.

Man muß deshalb in erster Linie darüber klar sein, was man erstreben will, und hernach muß man sehen, welcher Weg am schnellsten zum Ziele führt.

Schon auf dem Wege, sofern es der rechte ist, wird man bemerken, wie weit man täglich kommt, um wie viel man dem Ziele näher rückt, zu dem ein natürliches Verlangen uns

Worten die ewigen Sterne besangen; und in der Tat, einen mächtigen Einfluß hat immer die uralte Rätselfrage, ausgeübt: „Was ist's mit jenen Sternen?“ „Wie weit ist's von der Erde bis zum Himmel?“

Und ach, wie ohnmächtig erwies sich der kleine Menschengeist gegenüber diesen gewaltigen Fragen; keine Offenbarung wurde ihm trotz aller Seher, Propheten und scharfen Denker, und es schien, als ob dem Menschen ein Einblick in die kosmischen Verhältnisse versagt sei. — —

Man begann, wie ganz natürlich, mit der einfachen Beobachtung der Bewegungsvorgänge am Himmel und gewahret zunächst, wie das ganze Gewölbe samt allen Gestirnen innerhalb eines Tages eine ganze Umdrehung machte, derart, daß es den Anschein hatte, als seien die Gestirne an diesem Gewölbe innen befestigt, etwa wie die gemalten goldenen Sterne am Kuppelgewölbe eines Domes.

Diesen, wie wir heute wissen, falschen Schein nahm man unmittelbar als Wirklichkeit, und so entstand das kosmische Weltbild des Altertums:

Die Erde ruht im Mittelpunkte des Weltalls und die Gestirne drehen sich um sie.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß mit dieser Anschauung der Erde eine dominierende Stellung gegeben war, war sie doch der wichtigste Körper von allen und das Übrige nur vorhanden, um ihr zu dienen; man bezog alles, was im Weltall vorging, auf die Erde, deutete die mannigfachen Bewegungen der Wandelsterne als schicksalverkürend und beeinflussend auf die Menschheit und kam zuletzt so weit, daß man diese Irrtümer als eine Art geheilige Weltanschauung ansah, an der zu rütteln als schweres Verbrechen galt.

Nicolaus Copernicus (1473—1543) war es vorbehalten, die Menschheit aus dem Banne dieser Ansichten zu befreien und seine Lehre ging wie ein helles Leuchten durch die ganze Menschheit: Nicht der Himmel bewegt sich um die Erde, sondern die radförmige Umdrehung der Erde um ihre Achse bewirkt den Schein, als drehe sich das Himmelsgewölbe um uns; dies ist aber nicht die einzige Bewegung der Erde, nein, sie hat noch eine andere, viel erstaunlichere: von der Schwerkraft dahingetragen, kreist sie um die Sonne — ein Stern unter Sternen. Mit der Erkenntnis dieser zwei Fundamental-Bewegungen war die Erde aus ihrer vermeintlichen Stellung im Mittelpunkt des Weltalls gestürzt, und der hochmütige Mensch mußte erkennen, daß sie in keiner Weise die Bevorzugung verdiente, die der Mensch für sie und

hintreibt. So lange man führerlos umherschweift, dem Lärm und Geschrei bald da —, bald dorthin folgt, entweicht uns das kurze Leben unter Irrtümern, auch wenn man sich Tag und Nacht um die Erkenntnis des Guten bemühte.

Man entscheide sich also über Weg und Ziel nicht ohne einen erfahrenen Führer, der unser Ziel genau kennt; denn hier ist es nicht ganz so wie auf einer andern Reise. Auf einer Reise kann man, wenn man auf dem Wege bleibt und die Leute fragt, die dort wohnen, nicht leicht irregehen; *im Leben aber täuscht gerade der beliebteste, begangene Weg am ehesten.*

Vor nichts muß man sich mehr hüten, als davor, daß man wie Herdentiere den Vorangehenden nachlaufe, daß man der Menge folge statt seinen eigenen Weg (den Weg, den man als den seinigen, den bessern erkannt hat) geht. Nichts verwickelt uns in größere Übel, als wenn wir uns nach dem Gerede richten und das für das Beste halten, was mit lautem Beifall aufgenommen wird und häufig ist. Wenn wir nicht nach eigenem Gutfinden, sondern nach Vorbildern leben, so sind wir wie in einem Haufen übereinanderstürzender Menschen,

für sich, als ihren Bewohner und „Krone der Schöpfung“ beanspruchte. Zudem erwies es sich bald, daß das Himmelsgewölbe in der Form einer Hohlkugel überhaupt nicht existiert, sondern daß dies nur eine subjektive Anschauung ist, verursacht durch die Kugelgestalt der Erde und der sie umgebenden Lufthülle oder Atmosphäre, daß vielmehr außerhalb der Erde der freie Weltraum sich ohne Ende und Grenze nach allen Seiten hin erstreckt, und daß diese so bewunderte, unfaßbar große Erde sich als ein kleines, unbedeutendes Gebilde darstellt, das innerhalb der unermeßlichen Sternräume frei schwebt! —

Wenn nun unsre Erde nur ein Gestirn des Himmels ist, so folgt daraus mit logischer Konsequenz, daß eben die anderen Gestirne Weltkörper sind, die mit unsrer Erde im gleichen Range stehen; dafür hat das Fernrohr, das seit 1610 im Dienste der astronomischen Forschung steht, den unwiderleglichen Wahrheitsbeweis erbracht; der Mond trägt Berge, Täler und weite Ebenen; der Planet Mars stellt sich als zweite Erde dar mit Kontinenten (Festländern), Meeren und Inseln, mit einer atmosphärischen Lufthülle, die jahreszeitliche Veränderungen hervorbringt, Schneedeckungen und Überflutungen; der Planet Jupiter erweist sich als eine Riesenwelt, begleitet von vier Monden, neben dem unsre Erde förmlich verschwindet; Saturn mit seinem Ringsystem und den 10 Monden ist bereits ein Abbild des Sonnensystems im kleinen.

Der Umlauf dieser Planeten, d. h. Wandelsterne, um die Sonne als Zentralpunkt geschieht nun unter dem Einfluß von Kräften, die durchaus gesetzmäßig wirken und deren Wesen wir hier auf unsrer Erde feststellen können; das komplizierte Bewegungsspiel der Planeten erweist sich als ein rein mechanischer Vorgang, als eine Wirkung einer bestimmten Ursache, nämlich der allgemeinen Schwere oder Massenanziehung (Gravitation). So war alles Unbegreifliche, Geheimnisvolle und Übernatürliche (Genien, die die Planeten bewegen sollten) geschwunden, und das Planeten- oder Sonnensystem zeigte sich als ein Dynamismus in den Kräften, und als ein harmonischer Mechanismus im Rhythmus der Bewegungen.

(Fortsetzung folgt.)

Bücherei.

Der Krieg und Wir. An das Schweizervolk von einem Schweizer. Verlag von E. Haag, Luzern, 1915.

Der Verfasser, Dr. Adolf Saager, spricht in dem 12 Seiten starken Heftchen, über „die Aufgabe der Schweiz im Welt-

in einem Gedränge, wo ein Fallender den andern nachzieht, so daß die Vordern den Nachfolgenden zum Verderben ge-reichen. So geht es im Leben:

Niemand irrt für sich allein, sondern er ist Grund und Ursache des Irrsens anderer.

Es ist verhängnisvoll, sich Vorgängern anzuschliessen, und weil es leichter fällt zu glauben, als zu urteilen, wird über das Leben immer nur geglaubt und nie recht nachgedacht. So treibt und jagt uns ein vom Vorbild ausgehender, sich immer fortpflanzender Irrtum ins Verderben. Davor können wir nur gerettet werden, wenn wir uns vom großen Haufen losmachen; die Menge, der eigenen Fehler Verteidiger, steht der Vernunft entgegen. Und so geht es wie bei den Komitien (Bürgerversammlungen in Angelegenheiten des Staates), wo die, die selbst mitgeholfen haben, über die Wahl eines Prätors verwundert tun, wenn der Wind der Gunst von einer andern Seite weht. Das eine Mal lobt man etwas, das andere Mal tadeln man es. So zuverlässig ist jeder Urteilsspruch, den eine größere Menge fällt!

kriege 1914“. Einleitend gibt er seinem Schmerze über das heutige Ringen zwischen uns befreundeten Völkern, vor allem dem der Deutschen und Franzosen, den wir Schweizer wohl fast alle empfinden, Ausdruck. In seinen Augen ist die Schweiz berufen, das Amt des Vermittlers zwischen diesen beiden Völkern zu üben; so schreibt er u. a.:

„Wir Schweizer müssen bedacht sein, uns nicht in den Taumel des Hasses hineinziehen zu lassen — wäre es auch nur, um in der Stunde auf dem Plan zu sein, wo unsere Hilfsbereitschaft wird das ihre beitragen müssen, um wieder die normalen Zustände herbeizuführen, die vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes allein standhalten. Darum wollen wir das wahren, was unsere Nachbarn stets als unser Bestes rührten: politisch unsere Neutralität und geistig unseren Sinn für die Wirklichkeit. Aber auch das menschliche Element wird sich bei den Söhnen des Landes nicht unterdrücken lassen, das die Geburtsstätte ist des einzigen Menschlichen in diesem Kriege, des Roten Kreuzes. Ich behaupte sogar, daß es unser Wunsch wie unsere Pflicht ist, der Stimme der Menschlichkeit Gehör zu verschaffen, sobald die Zeit dafür reif ist: sobald keiner der Kriegsführenden mehr von der Weiterführung der Feindseligkeiten einen greifbaren Vorteil zu erwarten vermag.“

Wir Schweizer stehen von unserem engeren schweizerischen wie auch von einem weiteren menschheitskulturellen Standpunkt aus dem Kriege zwischen Deutschland und Frankreich wie einem unfaßbaren, ungeheuerlichen Unglücksfall gegenüber. Unsere Stellung ist heute nicht anders, als wenn wir irgendwo zwei mit Wunden bedeckte, mit uns befreundete Menschen auffinden, die mit Messern aufeinander losstechen. Wird sich in einem solchen Augenblicke wohl jemand besinnen, was er zu tun hat? Er wird sich nicht lange fragen, wer der Angreifer war und wer der Angegriffene, welcher der beiden das schärfere Messer und den stärkeren Arm hat, auf wessen Seite das Recht steht und dergleichen, sondern er wird selbstverständlich darauf bedacht sein, zu verhüten, daß die beiden verbluten. Die Entscheidung über Recht und Unrecht ist in dem Augenblick, wo beiden Hilfe not tut, vollständig nebensächlich, insbesondere wenn man weiß, wie außerordentlich viel daran gelegen ist, daß beide am Leben bleiben. Genau so müssen wir uns in diesem Kriege verhalten; wir sollen nicht fragen, wie sich das Unglück zugetragen hat; wir sollen uns auch nicht still beiseite drücken; wir sollen die Sachlage zu erfassen suchen und dann unser Handeln daran einrichten.“

Sodann versucht er im Geiste echter Neutralität den beiden Völkern gerecht zu werden, die in der Leidenschaft des Kampfes den Blick für das Gute und Große des Gegners verloren haben.

Er hofft, daß zwischen den beiden Völkern, die „das Salz der Welt bedeuten“, in unabsehbarer Zeit ein Friedensschluß möglich sein sollte und vertraut der Erfahrung, der Einsicht und dem Takt unserer obersten Landesbehörde, daß sie den Zeitpunkt, wo ein Vermittlungsantrag Gehör finden könnte, nicht übersehe.

Er gibt zu, daß der Glaube an eine solche Lösung des unglückseligen blutigen Haders möglicherweise eine Utopie sei, fährt aber mit Recht weiter:

„Aber wozu unser Verstand und unser Herz uns treibt, das wollen wir nicht unterdrücken. Sollte das Ergebnis auch nicht mit unseren Wünschen übereinstimmen, so haben wir doch wenigstens unsere Pflicht getan. Und für den guten Willen werden uns unsere beiden Nachbarn dankbar sein.“

Das Schriftchen ist von einem idealen Geiste getragen und verdient Beachtung.